

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 12

Artikel: Die geschenkte Zeit
Autor: Wyss, Rosa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die geschenkte Zeit

Erzählung von Rosa Wyss



Illustration von Katherina Anderegg

Sie besitzt nur ihre Tochter.

Ihr stattlicher Mann, mit dem sie eine späte Ehe eingegangen war, starb vor vielen Jahren, sie – die nicht mehr junge Frau – und das Kind ohne finanzielle Sicherstellung zurücklassend. Von ihrer eigenen Familie hatte sie sich schon vor der Heirat losgesagt. Nach dem Tode des Mannes floh sie aus dem Ort ihres kurzen Familienglücks in eine Stadt mit Fremdenverkehr. Dort verdiente sie in den Hotels für sich und das Kind einen kümmerlichen Lebensunterhalt. Das Kind wuchs zur Tochter heran. Die Tochter erhält nun für sie beide gerade soviel Lohn, daß sie ein einfaches Leben führen können.

Die Tochter bleibt die Erinnerung an die guten alten Zeiten. Die Mutter sieht in den Zügen des Mädchens, der heranwachsenden Frau stets noch das Kinderangesicht. Von diesem Kind möchte sie es immer und immer wieder hören, daß sie eine gute, eine liebende, eine aufopfernde Mutter gewesen ist. Die Tochter aber sieht nicht, daß die Mutter am Tor zum Alter steht und zögert, einzutreten. Die Tochter drängt vorwärts; sie ist tüchtig im Beruf. Sie schafft sich einen Freundeskreis, welcher der Mutter nicht genehm ist. Eine Bekanntschaft geht in Brüche.

Die Tochter ist abgereist. Die kleine Stadt ist ihr zu eng geworden. Mutter und Tochter haben sich

geeinigt: sie wollen sich gegenseitig das Leben nicht zur Hölle machen.

Die alte Frau kehrt in ihre kleine Wohnung im Hochhaus zurück. Sie ist jetzt allein. Wie wird das gehen? Sie wird sich äußerst einschränken müssen, um mit der AHV und der monatlichen Gabe ihrer Tochter das Leben bestreiten zu können. Leben, das heißt: den hohen Mietzins der kleinen Wohnung bezahlen, Kleider und Schuhe schonen, fürs Essen kleine Kunststücklein der Sparsamkeit ersinnen, Gas und Elektrisch aufs allernotwendigste drosseln, die Krankenkassenprämien pünktlich entrichten. Sie strickt, sie putzt, um sich zu zerstreuen; sie setzt sich auf eine Bank am See. So vergeht die Woche ordentlich. Schwer wird ihr der Samstag-Abend. Seine Dämmerung erscheint ihr grauer, trüber, beklemmender. Beim Glockengeläute für den Sonntag überkommt sie ein großes Elend. Sie schließt die Läden, sie löscht das Licht.

Am Sonntag-Morgen jedoch geht sie in sauber gebürsteten schwarzen Kleidern aufrecht den Weg zur Kirche. Am Nachmittag schreibt sie der Tochter; dies und jenes berichtet sie aus der Woche. Nur ganz am Schlusse des Briefes tönt sie schüchtern ihre Einsamkeit an.

Woche um Woche vergeht. Jahr um Jahr enteilt.

Die Tochter hat immer weniger Zeit. Ihre Besuche werden spärlicher; einmal, zweimal im Jahr taucht sie geschäftig auf und verschwindet wieder. Das Haar der Mutter ist weiß, dasjenige der Tochter grau geworden. Wie die Tochter von Aufgabe zu Aufgabe steigt, so sinkt der Mutter Kraft Stufe um Stufe. Es fängt damit an, daß sie sich nicht mehr kochen mag. Tagelang legt sie sich den gleichen Wurstzipfel auf den Teller und verschmäh't ihn jedesmal. Oft fühlt sie eine Schwäche, wenn sie ausgeht. Sie möchte immerzu weinen. Die Tochter schreibt ihr eindringlich: «Du mußt essen, Du darfst Dich nicht gehen lassen!» Sie sucht den Arzt auf. Sie fängt sich wieder auf. Aber in den Briefen an die Tochter taucht die Klage der Einsamkeit immer unverhüllter auf, und die Bitte «laß mich nicht allein» wird immer dringlicher. Was antwortet die Tochter? Die Arbeit! Die Ämter! «Mutter, Du darfst mich jetzt nicht stören!»

Nein, stören will sie beileibe nicht. Aber – so fragt sie verletzt: «Hast Du als Kind mich denn gestört?»

Sie sinnt darüber nach, was aus ihr werden soll. Die Vorstellung, sie müßte allein in ihrer Wohnung sterben, es wäre niemand da in der letzten Stunde, es fände sie erst jemand, wenn ihr toter Leib schon in Verwesung übergegangen wäre, erschreckt sie. Solches aber hat sie in der Zeitung von alleinstehenden alten Menschen gelesen. Es taucht – verschwommen zunächst, aber immer deutlicher Gestalt annehmend – der Gedanke in ihr auf: sie könnte im Altersheim ihren Lebensabend beschließen. Zwar hatte sie in jüngeren Jahren sich geschworen, daß sie nie in ein Heim gehe, lieber vorher sterben! Sie lächelt bitter: «Vorher sterben – das ist dummes Gerede!» Sie ist jetzt alt geworden und muß das Alter bestehen. Mitten hindurch muß sie. Sie hatte sich das Alter als etwas Freundliches vorgestellt, als eine Zeit der Geborgenheit. Daß es noch Kampf bedeuten würde, Selbstbehauptung, das hatte sie nicht vorausgesehen, daran hatte sie nicht gedacht. Sie hat gelesen, daß viel mehr Leute altern als früher – Überalterung hieß das Wort. Keine Lungenentzündung rafft sie mehr in den besten Jahren dahin, Herzleiden lassen sich sorgfältig jahrelang hinauszögern. Sie hat gehört, daß die Altersheime überfüllt sind, daß die Kranken zuhause kaum eine Hauspflegerin finden. Sie hat es an sich und an Bekannten erlebt, daß sie aus der vertrauten billigen Wohnung in eine kleine teure ziehen mußten. Keine Tochter, kein Sohn kann Vater oder Mutter in den neuen Hausstand mitneh-

men; es ist kein Platz für die Alten in den Wohnungen der Jungen.

Am Weihnachtstag – die Tochter hatte sich Zeit genommen, ein paar Stunden bei ihr zu verbringen – preßt die Mutter die Frage hervor: «Was meinst du, sollte ich vielleicht ins Altersheim gehen?» Die Tochter schaut sie groß an. «Du Mutter? Du liebst doch deinen Haushalt, deine Selbständigkeit?» «Ja, das schon», murmelt die alte Frau, «ich dachte nur, weil ich jetzt bald 80 Jahre alt bin und nicht mehr so mag.» Die Tochter nickt. «Weißt du was, Mutter? Überleg es dir noch einmal gut. Es ist ein großer Schritt. Nachher kannst du nicht mehr zurück.»

Wieder ist die Tochter abgereist. Sie hat sie, zum ersten Mal seit Jahren, nicht an den Bahnhof begleitet, vielleicht wegen des vielen Schnees. «Wenn ich ins Altersheim könnte», denkt sie, «dann würde alles gut. Die Tochter versteht das nicht.»

Der Schnee schmilzt. Es wird Frühlingszeit, Zeit zum Putzen. Sie beginnt damit in einer Ecke der Wohnstube, gibt es aber bald wieder auf. Im Sommer kommt die Tochter auf einen Sprung heim. Sie erschrickt, nimmt eilig Besen und Eimer zur Hand und wischt den schwarzen, klebrigen Staub zur Wohnung hinaus. «Mutter, du darfst dich nicht so gehen lassen!» und: «Mutter, diesen schmutzigen Rock darfst du nicht mehr anziehen!» Die Mutter verspricht es und lächelt dankbar: «Jetzt ist meine Stube wieder schön und sauber, so daß ich ganz still und zufrieden sein will.» «Nicht wahr?» rühmt die Tochter. Vom Altersheim reden sie nicht.

An den langen Herbstabenden sitzt die alte Frau auf einem Stuhl, es ist grau um sie herum, sie wartet bangen Herzens, auf was? Wie die ersten Schneeflocken herunterwirbeln, vermag sie des Nachts im Bett nicht mehr zu erwärmen.

Am Donnerstag vor dem ersten Adventssonntag erwacht sie mit einem dumpfen Gefühl im Kopf. Mühsam kleidet sie sich an und strebt in die Küche. Da stürzt sie zu Boden. Es wird Nacht um sie.

Nach einer langen, langen Zeit dringt durch einen Spalt ihrer Lider ein wenig Helle. Sie spürt, daß sie liegt. Am Boden? Sie ist's zufrieden, sie liegt. Wieder umfängt sie Dunkelheit. Wieder kommt sie zu sich, erkennt, daß sie neben ihrem Bett liegt. Sie krallt die Finger ins Deckbett und zieht es zu sich herunter. Jetzt ist ihr wohl: liegen, dösen. Stunden vergehen. Am Morgen ist sie gefallen; es ist Nacht geworden und wieder Tag. Sie weiß nichts von der

Zeit, sie liegt am Boden. Spricht mit ihren Beinen: «bewegt euch, du und du!» Sie schlummert wieder ein. Auch dieser Tag geht über sie hinweg. Ein paar Mal läutet es. Jemand hämmert an die Wohnungstüre: «Fehlt Ihnen etwas, ist etwas geschehen?»

Sie antwortet: «Ich liege, ich brauche nichts.» Dann ist wieder Ruhe. Einmal denkt sie: «ich sollte aufstehen. Meine Tochter würde mich schelten.» Sie hat Durst.

Es ist Samstagnacht. Aber sie kennt den Tag und die Stunde nicht. Sie spürt nicht die schwere, stickige Luft, die das Zimmer ausfüllt. Sie hat Durst, nichts als Durst. Vor ihrer Wohnungstür sammeln sich Stimmen. Jemand stößt das Guckfensterchen auf; es war nur angelehnt. Ach! eine Freude durchzuckt sie: das ist die Stimme der Tochter. «Mutter, Mutter, hörst du mich, mach mir auf!» Sie antwortet mit trockener Zunge: «Ja, ich höre dich. Ich kann nicht aufstehen.» «Mutter, ich kann deine Wohnungstüre nicht öffnen, der Schlüssel steckt innen.» Das Murmeln vor der Wohnungstür wird lauter. Türen schletzen. Dann ist's wieder still. Das Licht brennt», wundert sie sich. «Ich muß gefallen sein, liege ich denn nicht am Boden?» Da! ein Krachen und Splittern, ein Luftzug. Und nun die Stimme der Tochter dicht über ihrem Ohr. «Mutter, bist du gestolpert? Hast du dir weh getan?» Männerstimmen. Sie wird auf den Rücken gedreht. Ein Polizist! «Nehmen Sie mich mit?» fragt sie mit kläglichem Lächeln. Sie wird aufgehoben und aufs Bett gelegt. Sie weiß nicht, wie elend sie in Staub und Kot gelegen hat.

Jetzt sind sie allein, Mutter und Tochter. Es wird eine lange Nacht. Die Tochter gibt ihrer Mutter zu trinken, wäscht sie, kleidet und bettet sie neu. Stunde um Stunde spricht die alte Frau. In endlosen Wiederholungen quillt der ganze Jammer der vielen einsamen Jahre aus ihr hervor, unterbrochen nur vom gierigen Schlucken des gereichten Trankes. Am Sonntagvormittag wird sie vom Krankentransport abgeholt. Sie wird ihre Wohnung nie wieder sehen.

Es ist wie ein Wunder. Keine Lähmung, keine Lungenentzündung, nur 10 Rippen sind gebrochen. Nun geht es Schlag auf Schlag. Die Tochter setzt sich zu ihr ans Spitalbett und sagt: «Mutter, jetzt ist es wirklich höchste Zeit, daß du ins Heim kommst. Der Arzt und ich lassen dich keinen Tag mehr allein in deiner Wohnung. Ich löse den Haushalt auf, vermiete die Wohnung und richte deine Sachen.» Die Mutter nickt, ja, sie ist mit allem ein-

verstanden. Nach ein paar Tagen ist es soweit. Im Altersheim wird sie freundlich empfangen. Läßt es sie ganz gleichgültig, daß sie ihre Wohnung verloren hat? Sie will nicht grübeln. Sie will jetzt nur glücklich sein. Es ist doch jedermann besorgt um sie. Wie alle staunen über das, was sie zu erzählen hat: drei Tage und zwei Nächte lang auf dem Boden, das macht ihr nicht schnell jemand nach! Die Tochter mag getrost wieder abreisen, sie ist hier gut aufgehoben.

In der Nacht legt sich ihr ein Gewicht auf die Brust. Ihre Augen irren im Dunkel des Zimmers umher; sie hält sich die Hand vor den Mund, um den Gedanken zurückzuhalten: sie war zu voreilig gewesen! Die Erlebnisse der nächsten Tage im Altersheim öffnen ihr vollends die Augen: das ist nicht das in einsamen Stunden ersehnte Paradies. Das ist wieder Kampf! Die Zimmerkollegin lacht hämisch: «Ein Heim ist kein Daheim!» Bei Tisch und in den Gängen streiten sich die Greisinnen. Die Alten im weißen, brav gescheitelten Haar verlieren ihre Anmut. Im Leben nie gezähmte, schlechte Eigenschaften, ja Leidenschaften – Egoismus, Mißgunst, Unversöhnlichkeit – springen aus den runzeligen Gesichtern. Auch sie wird nicht verschont: hochmütig sei sie, schimpfen die einen, wenn sie ihre eigenen Wege sucht; zimperlich sei sie noch dazu, doppelten die andern nach.

Ein lähmender Schrecken erfaßt die alte Frau. Sie hat alles, restlos alles, ihre Wohnung, ihre Möbel, ihre Stille aufgegeben, um das hier zu gewinnen! Sie sitzt in der Falle. Hinter ihr sind alle Brücken abgebrochen. «Nachher kannst du nicht mehr zurück», hatte die Tochter gesagt. Und vor ihr? Es gibt kein Vor-ih. Vorne ist nur der Engpaß, durch den es in den Tod geht. Ja, wäre sie dort auf dem Boden liegend doch gestorben! Einfach nie mehr aufgewacht. Warum war sie nicht jene Alte, die im Speisesaal aufstand, sich verfärbte, ans Herz griff und tot zusammenbrach? Sie lacht bitter: sie hatte Angst gehabt davor, allein in ihrer Wohnung zu sterben. Sie hat heute noch Angst. So sehr sie den Tod herbeiwünscht, die ewige Ruhe, die hinter dem Tode ihrer harrt – und dessen ist sie gewiß, daß sie in die ewige Ruhe und Freude eingehen wird –, so sehr fürchtet sie das Sterben. Sie möchte leben, sie möchte ein klein wenig für jemanden wichtig sein. Also ist ihre Zeit noch nicht erfüllt. Nur eben: es braucht sie niemand. Vielleicht, vielleicht wäre ihre

Tochter am Ende froh, sie wäre tot.

Diese bohrenden Gedanken hält sie nicht mehr aus. Sie irrt einen Tag lang ziellos in Regen und Schnee umher. In der Nacht wälzt sie sich stöhnend im Bett, bis die Zimmernachbarin ruft: «Nesten Sie doch nicht so!»

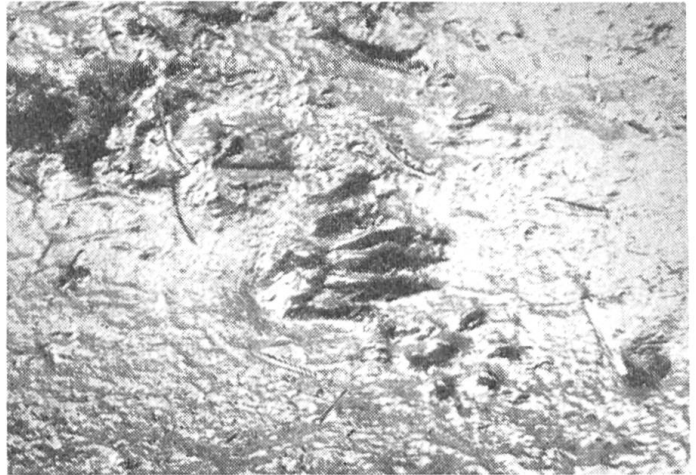
Sie ist noch keine Woche im Altersheim, erkrankt sie. Fieber durchglühen sie, zehren an ihrem mageren Körper, und wie ein Seiltänzer schwebt sie am Abgrund dahin. Ein altes Leben ist bald ausgelöscht. Zum zweiten Mal geht der Tod nahe an ihr vorbei und nimmt sie nicht mit. Warum?

Ein tiefer Schlaf bringt Genesung. Als sie die Augen öffnet, schaut sie verwundert um sich. Ein Paket von ihrer Tochter ist gekommen. An den Wänden hängen wieder ihre Bilder. Ihr metallenes Blumentischchen mit den gewundenen Beinen steht auch hier in dieser kleinen Stube, und im Lehnstuhl ruhen ihre Kissen. Wann wurden die Sachen gebracht? Sie hat es im Fieber nicht gemerkt. Im Paket liegen die Strümpfe, die sie vor Jahren einmal gestrickt hatte. Ja, die guten, weichen, alten Strümpfe und Wollknäuel und Stricknadeln. Sie schaut noch einmal um sich. Wirklich, sie hat eine kleine Stube für sich allein. Sie kann sich vorstellen, sie sei wieder im Zimmer ihrer Wohnung.

Draußen wird es Frühling. Die alte Frau kommt langsam wieder zu Kräften. Sie sitzt im Lehnstuhl am Fenster. Woche um Woche kommt ein kleines Paket aus der großen Stadt. Sie verläßt jetzt auch das Zimmer, um die Mahlzeiten mit den andern Altersheimfrauen einzunehmen. Sie staunt ein wenig über sich selber: Das Zanken rund um sie läßt sie fast gleichgültig. Sie strebt nach dem Essen ihrer Stube, ihrer Welt zu. Die Pakete treffen jede Woche pünktlich ein. Oh, es sind keine Wertsachen darin: ein wenig Nescafé und Tubenmilch, ein wenig Konfitüre oder Honig. Jedoch Woche um Woche findet die Tochter Zeit, ihr, der Mutter mit dem Paket einen Brief zu senden. Sie schreibt von der Hetze der Tage und von der vielen Arbeit. Zwischen den Zeilen aber klingt es bald verhalten, bald freudig hervor: daß Du noch lebst, daß Du da bist Mutter, still, einsam, zurückgezogen, aber daß Du da bist, das ist gut. Und die Mutter versteht die Sprache zwischen den Zeilen.

Sie straft die Schultern. Ja, sie lebt. Sie trägt eine Verantwortung. Die Verantwortung dafür, daß ihrer Tochter noch Zeit bleibt, gut zu ihr zu sein.

Wem gehört diese Spur?



Von Willy Gamper

In den afrikanischen Naturreservaten sind die Tränkestellen der Wildtiere vielleicht die dankbarsten und ergiebigsten Beobachtungsstellen für Safaritouristen. Das ist bei uns nicht viel anders als im dunklen Erdteil. Nur findet sich hier statt der Gazelle das Reh ein, statt eines Löwen bescheidenerweise etwa ein Fuchs.

An unserem Waldbach sind wir im Laufe der Zeit beinahe jedem Wild begegnet, das in den Wäldern des Tieflandes lebt, manchmal «persönlich», manchmal in Gestalt seiner Spur.

Neulich fischten mein kleiner Sohn und ich dort nach Salamanderlarven. Ein Rascheln im Unterholz liess uns aufmerken. Nach Jägerart schlich der Junge bachaufwärts voraus. Nochmals war das Geräusch zu vernehmen, dann blieb es still. Der flüchtige Gast war verschwunden, aber beim Trinken hatte er am lehmigen Bachufer seine Fährten hinterlassen: ein paar schlanke Pfotenabdrücke von 2 bis 3 Zentimeter Länge mit besonders markanter Zehen- und Krallenzeichnung. Wie üblich versuchten wir, die Fluchtrichtung zu bestimmen. Was wir ein paar Schritte weiter, im mutmasslichen Lebensraum des Tieres fanden, waren wertvolle Hinweise zu seiner sicheren Bestimmung. Auf einem Baumstrunk lag ein Häufchen abgelöster Schuppen eines Tannzapfens, daneben eine beinahe kahlgelagte Zapfenspinde. Jetzt konnte ich mir das rätselhafte Verschwinden des Tierchens erklären. Das Eichhörnchen, denn um ein solches hatte es sich ohne Zweifel gehandelt, war nach kurzer Bodenflucht an einem der Tannenstämme hochgeklettert und ungesehen über unsere Köpfe entkommen.